

Werk

Titel: Des Abbé Rochon´s Reise nach Madagaskar und Ostindien

Autor: Rochon, Alexis Marie

Verlag: Voss

Ort: Berlin

Jahr: 1792

Kollektion: Itineraria

Werk Id: PPN243819706

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN243819706> | LOG_0017

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=243819706>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

III.

Robert Kirsof's

Nachrichten von Cochinchina.

1750.

(Orientaly Repertory No. 2, p. 241 - 254.)

Cochinchina, welches die Chineser sowohl, als seine eigenen Einwohner, N y n a m (auch N n a m) nennen, liegt mit Inbegriff von T s i a m p a (Champa) und der jetzt dazu gehörigen südlichen Provinz, zwischen $10^{\circ} 50'$ und $17^{\circ} 40'$ Nördlicher Breite. Der einzige Handelshafen ist F a i f o (Faifoe) in 16° N. Br. *), ein Ort der ungefähr zehn Englische Meilen von der See entfernt, an einem Flusse liegt, welcher ehemals von den größten Junken befahren werden konnte, jetzt aber nur für Fahrzeuge von etwa achtzig Tonnen Last schiffbar ist. Die Junken liegen ungefähr eine Stunde von der Stadt, in einem andern Flusse, der mit jenem zusammenfließt, und worin Schiffe von 180 bis 200 Tonnen bequem einlaufen können. Vor diesen Flüssen, ungefähr drei Seemeilen weit vom festen Lande, welches hier sehr niedrig ist, liegen die T s i a m p e l l o - Inseln (Islands of Champello) in $16^{\circ} 8'$ N. Br. Innerhalb der größten Insel hat man eine oder zwei Englische Meilen vom Lande guten Ankergrund, wo man vor Anker lie-

*) Hier ist etwas in der Handschrift verläßt, so daß man nicht sieht, ob es genau 16° heißen soll; allein darauf kommt es hier nicht an, denn die Breiten sind ohnehin nicht genau angegeben. A. D.

gen bleibt, bis man Erlaubnis zu handeln erhalten hat, worauf das Schiff; wenn es klein genug ist, in den Fluß einlaufen kann. Nordwestwärts von Tsiampello liegt am festen Lande ein hohes Gebirge, einer Insel ähnlich, hinter welchem die Bay Touro-n befindlich ist. Hier können die größten Schiffe liegen, unter andern auch das Makao Schiff und die großen Junken, die zu tief im Wasser gehen, um in den Fluß von Fai=fo einlaufen zu können. Es ist aber in so fern ein unbequemer Hafen, weil die Boote oft eine ganze Woche darauf zubringen, von Fai=fo zurück an Bord zu gehen *).

Sobald man ankommt, begeben sich einige Beamte an Bord, bis man den Tschopp (Chop) des Königs erhalten und die Abgaben für die Einfuhr bedungen hat. Diese werden nach der Größe des Schiffes und der Beschaffenheit der Ladung berechnet, welche man angeben muß. Zu Fai=fo hält sich jemand auf, der ein Amt, fast wie das Amt eines Schabandars**), bekleidet und den Ankommenden bei ihren Zollgeschäften behülflich ist. Man giebt ihm ein kleines Geschenk, wiewohl ich nicht glaube, daß das Geschäft sich eher abthun läßt, als bis man an Ort und Stelle ist, wo es eigentlich abgehandelt werden muß, nehmlich zu Hweh (Whey oder Hué), wo der König sich aufhält, welches zwei Tagereisen von Fai=fo entlegen ist. Man thut daher am besten, so zeitig als möglich dahin zu eilen, indem man dort sicherer zu Werke gehen kann, und nicht Gefahr läuft, von Subalternen hinters Licht geführt zu werden, die gern vorgeben, daß es in ih-

rent

*) Eine Englische Handschrift lautet folgendermaßen: „Zu Touro-n geht man im Angesicht einer südwestwärts gelegenen Stadt vor Anker, wo ein Fluß befindlich ist, der mittelst eines Kanals (welcher jährlich gereinigt wird, damit der Tribut des Königs darauf fortgeschafft werden könne) mit dem Flusse von Fai=fo zusammenhängt. Die Boote von den Schiffen können auf diesem Kanal fahren.“ U. D.

**) Der in Ostindien übliche Titel eines Oberzollaufsehers, der in Batavia zugleich über alle Fremden eine Art von Jurisdiction ausübt. G. S.

rem Vermögen steht, den Fremden Dienste zu leisten *). Bei Hofe ist Ung-tschimo der einzige Mandarin, der es in seiner Macht hat, uns abzufertigen; der König hat ihm alles, was den Handel betrifft, anvertrauet, und geht mit ihm darüber zu Rathe. Diesen muß man folglich auf jeden Fall zum Freunde haben. Er lebte noch im Jahr 1750, und hatte einen sehr guten Ruf. Was man an den König (in Person) verhandelt, geht durch seinen zweiten Verschnittenen, der sein Kassirer außerhalb des Pallastes ist und ein kleines Geschenk erhalten muß. Das Schiff von Makao, welches fünfhundert Tonnen Last hält, zahlt jährlich 3000 Quans, die Geschenke an die königlichen Beamten ungerechnet; dafür werden demselben alle Zollauflagen erlassen, die sich nach den Landesgesetzen auf 12 Procent für eingeführte Waaren belaufen. Diese Aufhebung der Zollgebühr gegen eine bei der Ankunft gleich verabredete Summe Geldes ist gewöhnlich **); man affordirt auch

*) Nach der Englischen Handschrift: „Es liegt nicht viel daran, ob man den König zu sehen bekommt oder nicht, wenn man ohnedies das Geschäft beendigen kann; denn es kostet viel an Geschenken, eine Audienz bei ihm zu erhalten. Man wendet sich zuerst an den Mandarin Ung-tschay-un, dem die Disposition aller Handlungsgeschäfte übertragen ist. Sein Amt ist gleichsam das Schabandar-Amt; und wenn man ihn nicht zuvor durch wichtige Geschenke gewonnen hat, so ist die Audienz bei dem Könige vergeblich. Die Franzosen wollten im Jahr 1749 alles auf eine große Art betreiben, und sahen diesen Mandarin nicht an, weil sie einigemal bei dem Könige zur Audienz gewesen waren. Allein der König, der es unter seiner Würde hält, die Angelegenheiten, die den Handel betreffen, in Richtigkeit zu bringen, verwies alles an den Mandarin, wodurch die Franzosen ihren Endzweck verfehlten. Auch wurden in diesem Jahr auf sein Anstiften alle Missionare aus dem Lande verbannt.“ U. D.

***) Eine Spanische Handschrift von Herrn Kirsoy's Hand sagt: „Zufolge der Nachricht, die ich eingezoget habe, ist diese Summe 2000 Coans (Quans), etwas mehr oder weniger, für ein Schiff wie Gaspar feins, (ungefähr von 200 Tonnen?) mit einer Ladung, die sechzig bis siebzehntausend Thaler werth ist.“ Die Englische Handschrift: „Die Zölle auf alle Einfuhr betragen 12 Procent; allein man deklarirt, was man mitgebracht hat, und sucht dann über eine Summe einzugehen zu werden, welche für das Schiff erlegt wird, so oft es hier ankommt. Die Portugiesen zahlen jährlich für ihre Schiffe 300 (vielleicht

wohl, wenn man zur Stelle ist, nach Belieben für ein Schiff von bestimmter Größe, das im folgenden Jahre kommen soll. Die Chineser haben jederzeit einen Paß für ihre Junken, und zahlen jährlich ein- bis zweitausend Quans.

Die größte Schwierigkeit hier zu Lande besteht darin, daß man alle Geschäfte vermittelst eines Dolmetschers betreiben muß, da man gewöhnlich die Landessprache nicht versteht. Dieser Dolmetscher ist der beständige Begleiter des Fremden, und muß bei ihm im Hause wohnen. Man giebt ihm gewöhnlich für die Jahreszeit zwei- bis dreihundert Quans*), außer den Accidenzien, woran man ihn schwerlich wird hindern können. Es sind (jezt) hier nur drei Dolmetscher von Profession**), nemlich Miguel, Gregorio und Thomas. Miguel, ein sehr guter, geschickter Kopf, diente den Franzosen, und ward, als er noch jung war, nebst Thomas, von Herrn Friel nach Pondichery geführt. Dort wurden sie zum Christenthum bekehrt, und lernten Portugiesisch sprechen. Gregorio

3000?) Quans, und die Chineser 1500 bis 2000 nach der Größe ihrer Junken. Diese Summe wird jederzeit in dem *Eschapp* (Chop, Freibrief?), den man darüber ausgefertigt erhält, angegeben.“ A. D.

*) Die Englische Handschrift: „Der gewöhnliche Lohn sind hundert Quans und drüber, nach Verhältniß der Ladung, und man muß ihnen durch die Finger sehen, wenn sie sich noch allerlei Nebenverdienst machen.“ Die Spanische Handschrift spricht von „200 bis 250 Coans, wobei es aber weit vortheilhaftest ist, einen Nestizen mitzubringen, der die Amoy-Sprache spricht, indem fast alle Mandarine und Kaufleute sie verstehen.“ A. D.

**) Die Englische Handschrift sagt: „Gregorio ist der einzige der etwas taugt. Er dient den Portugiesen und kann auch Eure (der Engländer?) Geschäfte besorgen. Man kann sie ihm anvertrauen, ob er gleich der einzige Spitzbube ist, der sowohl den Willen als die Geschicklichkeit besitzt, Euch ohne Euer Wissen zu betrügen. Thomas, ein junger Mensch, der mit Hrn. Friel an der Küste Koromandel war, ist träge, und liebt den Trunk; er läßt sich aber leicht führen, hat viel Verschlagenheit und einen ziemlichen Grad von Dreistigkeit. Maniko verdient nur auf den Fall gebraucht zu werden, wenn die anderen beiden nicht zu haben sind. Sie sprechen alle drei Portugiesisch; es giebt aber noch einen Monsieur Paul, der Französisch spricht.“ A. D.

dient den Leuten, die von Makao kommen. Wenn diese drei beschäftigt sind, hat man noch zwei andere, mit denen man sich zur Noth behelfen kann, nemlich Maniko und Monsieur Paulo. Alle sprechen Portugiesisch, ausgenommen der letztgenannte, der das Französische gelernt hat. Ist man bei der Ankunft zu Sai-so sehr um einen Dolmetscher verlegen, bis man nach Hofe reiset, so findet man gewöhnlich einen Menschen, der auf zwei oder drei Tage zu brauchen ist, im Portugiesischen Hause; denn die Portugiesen halten mehrentheils Jahr aus Jahr ein Leute zu Sai-so. Ist das nicht thunlich, so wendet man sich an den Mandarin, der die Gouverneurstelle bekleidet, damit er um einen der vorhin genannten Dolmetscher nach Hofe schicken möge. Es ist ein wichtiger und delikater Punkt, den Dolmetscher zu gewinnen, daß er sich der Sachen annimmt; denn davon hängt der glückliche Erfolg des Unternehmens ab. Wer aber einen leichten, ungestörten, glücklichen Handel mit den Cochinchinesen zu führen wünscht, muß so bald als möglich ihre Sprache erlernen, welches nicht schwer hält; denn obgleich die Chinesischen Charaktere hier gebraucht werden, und denselben Sinn haben wie in China, so ist doch die Sprache ganz verschieden, und man drückt sich weit leichter und einfacher darin aus.

Die Chineser haben den größten Antheil an dem Handel von Cochinchina, und führen dorthin Tutenago (Toothénague)*, Porzellan, Thee und eine Menge Kräu-

*) Englische Handschrift: „Nichts ist besser, oder vielmehr nichts taugt, nach Cochinchina zu bringen, als Tutenago, welches der König allemal für sich behält, gewöhnlich zu 14 Quans den Pekul. An dem Tutenago, welches man dem Könige verkauft, verliert man 3 Procent im Gewicht. Wenn ein Schiff gegen Ende Aprils von Indien abfährt, so geht man am sichersten, Tutenago mitzunehmen, vorausgesetzt, daß man es wohlfeil genug einkauft, um den Einkaufspreis wiederzubekommen, weil man den Vortheil hat, vom Könige in neuer Münze (Kas) ausgezahlt zu werden. Ist aber das Gold theuer, so verliert man nichts, indem man (Spanische) Thaler mitnimmt und sie bei der Ankunft in Cochinchina an die Portugiesen und Chinesen verkauft, die, wenn sie ihr Tutenago nicht für Zucker umsetzen können, zuweilen mit großer

ter und Wurzein, deren man sich als Arzneien bedient. Da man bisher nur wenige Waaren aus Indien daselbst empfangen hat, so läßt sich nicht wohl sagen, was für Waaren dort annehmlich seyn würden. Sinn findet Absatz zu 22 bis 25 *Quans* der *Pekul*. An Spanischen *Thalern* hat man keinen Verlust. Das *Tutenago* kauft der König alles auf, zu 13 bis 14 *Quans* den *Pekul*. Man könnte auch mit Sandelholz und Pfeffer einen Versuch machen. So würde sich auch etwas Eisenwaare gut verkaufen. Ueberhaupt braucht man keine große Ankaußsummen, um ein kleines Fahrzeug mit Zucker zu befrachten. Anfänglich müßte man auch nur ein kleines Fahrzeug dorthin schicken, und wenn man sich mit dem Einkauf in Acht nimmt, wird die Ladung, die man zurück erhält, hinlänglichen Gewinn abwerfen. Die einzige Münzsorte des Landes stift eine Art *Kas* (*Cash*) von *Tutenago* gemacht, von denen sechshundert einen *Quan* oder ungefähr zwei *Rupien* *) machen. Man theilt das *Quan* ein in zehn *Mas* oder *Tean*, jedes zu sechzig *Kas*. Die ganze Zahl von *Kas*, die ein *Quan* ausmacht, wird auf einen Faden gereiht, und bei jedem *Mas* wird ein Knoten dazwischen gemacht. Die Münze, die man vom Könige bekommt, ist jederzeit gut und neu**), und man kann sie sogleich wieder aufzählen, ohne zu besorgen, daß etwas daran fehlt. Im Handelsverkehr mit andern erhält man alte und vermischte *Kas*,

Vermindrung ihres Gewinns Gold nehmen müssen. Der größte Theil des Kapitals muß in *Tutenago* oder in *Thalern* (*Plaster*) bestehen; auf andere Waaren kann man sich nicht verlassen, bis man die Probe damit gemacht hat. Vielleicht würden Taschenmesser und Scheeren von geringem Werth sich gut verkaufen; auch könnte man einige Stücke Baumwollenzug (*piecegoods*) und ein paar Gänse Blei zum Versuch mitnehmen.“ Die Spanische Handschrift sagt: „Auf *Kauris* (Schlangenköpfe, eine Art Schnecken) *Cochenille*, Schwefel, *Balate*, oder Seeschnecken, und blaue Farbe (*Tinta Azul*) hat man keinen Verlust, jedoch nur bis zum Werth von 5, bis 6,000 *Thalern* für die erste Reise.“ H. D.

*) Das Spanische Manuscript: „Sieben *Realen* oder $\frac{7}{8}$ eines *Thalers* (*Dollars*), wofür, mehr oder weniger, der Spanische *Thaler* (*Plaster*) ausgebracht werden kann.“ H. D. — Eine *Rupie* ist eine Hindische Silbermünze. Ihr Werth variiert etwas wenig, nach der Orten, wo sie geschlagen wird; er beträgt ungefähr 1 *St.* 15 *fr.* G. S.

**) Englische Handschrift: „Sie ist auch um 8 Procent besser, als die alte, die man gewiß überall bekommt, wo man nicht mit dem Könige handelt.“ H. D.

welche beim Ausbezahlen viel Mühe machen, und woran man überdies vier bis fünf Procent verliert. Der König läutert alles Silber was er hat, und schmelzt es in Stangen, welche zehn Tael wiegen, womit er zuweilen seine Truppen, das Stück zu 20 Quans, bezahlt; allein sie kommen nicht in Umlauf, und werden nur um 16 oder 17 Quans verkauft. Auch bedient man sich außerdem des Silbers nur selten, ausgenommen zu Uringschneiden.

Die Gewichte sind genau dieselben, die auch in China üblich sind, und man bedient sich der Dotschins ganz auf eben die Art; für den Zucker sind sie indes um ein halbmal größer, als für alle andere Waare, so, daß man 150 gemeine Chinesische Kattis, oder 200 Pfunde in jedem Pekul (oder 100 Kattis) Zucker bekommt. Die meisten Chineser haben sie noch zehn Kattis größer, so daß der Pekul Zucker 160 gemeine Chinesische Kattis enthält*).

Zucker ist die beste Waare zur Ausfuhr, die das Land hervorbringt. Der beste Zuckerkand kostet gewöhnlich 5 Quans 2 Mas, bis 4 Quans 5 Mas der Pekul; feiner weißer Puderzucker von 4 Quans bis 3 Quans 5 Mas; eine mittlere Sorte, der von Manila ähnlich, ungefähr 3 Quans; und der braune Puderzucker von 2 Quans 6 Mas bis auf 2 Quans. In den Monathen Junius, Julius und August bringt man ihn zum Verkauf; doch wird das meiste gegen das Ende des Julius gebracht**), da ihn die Chineser ämftig aufkaufen und nach China schicken. Der Portugiesische Faktor, der die Erlaubniß hat, sich beständig dort aufzuhalten, kauft oft zu Ende Augusts und im September, nachdem schon alle Portugiesische Schiffe und alle Junken fort sind, den Zucker noch wohlfeiler ein. Oft sitzen die Weiber auf der Straße mit kleinen Pröbchen von Zucker; doch gemeiniglich kommen sie selbst zu den vornehmsten Käufern ins Haus, und wenn man nach der Probe handelsseins geworden ist, so lassen sie die ganze Quantität auf den Hof bringen. Dort untersucht man jeden Korb, ehe er gewogen wird, vermitteltst eines langen

*) Englische Handschrift: „Die Gewichte in Cochinchina sind, der Landesverordnung gemäß, dieselben wie in China; doch werden Dotschins besonders für den Zucker gemacht, die man so groß haben kann, wie man will, da denn die Leute, sobald sie es wissen, sich in ihren Preisen darnach richten.“

U. D.

**) Englische Handschrift: „Man muß spätestens gegen das Ende des Julius alle Gelder bei Hofe beizetrieben haben, für die

dünnen Bohrer's, wodurch man leicht einen Betrug entdeckt. Sie bringen jederzeit ihren Zucker in großen, unbehülflichen Körben, die vier- bis fünfhundert Pfund wiegen, und jede Parthei, die etwa in fünf bis funfzehnhundert Körben besteht, ist von einer verschiedenen Sorte*). Es ist daher gewöhnlich, allen Zucker auszuschütten, was sich in der Qualität am ähnlichsten ist, wohl unter einander zu mischen und alles wieder auf eigene Kosten in kleinere Körbe zu packen**).

Seide haben sie in Ueberfluß; fast eine jede Familie zieht davon so viel, wie sie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig hat. Fragte man aber nach dieser Waare, so würden sie dieselbe bald zu eben der Vollkommenheit, wie in China, bringen***). Die Portugiesen haben sie veranlaßt, einige dunkelbraune gestreifte Seidenzeuge zu machen, welche sie mit Vortheil nach Makao, und von da wieder nach verschiedenen Häfen Indiens geführt haben.

Eisenerz wird hier im Lande ebenfalls in Menge gefunden; die Einwohner schmelzen davon nur so viel sie brauchen****). Gold desgleichen, welches hauptsächlich durch die Hände des Königs geht. Es wird in kleine Barren oder Stangen, jede von zehn Tael, gegossen, die, mit des Königs Stempel versehen, in China jederzeit 94 Tutsch (Touch) gelten. Wenn der Stempel fehlt, kann man sich nicht darauf verlassen. Ehedem kaufte man die Stange für 150 bis 190 Quans; allein seitdem die Kas von Lutenago so üblich geworden sind, ist sie auf 200 und 225 Quans

Sachen, die der König bekommen hat. Dann sendet man sie nach Kai-fu, und geht zugleich selbst hin, weil um diese Zeit der Zucker aus dem Lande dorthin gebracht wird. Nur im August kann man Zucker wohlfeil und in Menge bekommen, und zwar die ganze Ladung so schnell einlegen, als es Zeit braucht, sie zu wägen und einzupacken." U. D.

*) Englische Handschrift: „Man rechnet gewöhnlich für jeden Korb zwanzig Kattis ab, außer wenn man glaubt, daß sie mehr wiegen.“ U. D.

**) Englische Handschrift: „Man packt den Zucker in Körbe von beliebiger Größe, und die ganzen Kosten des Umpackens, Einschiffens u. s. f. kommen nicht höher als funfzig Kas für den Pekul.“ U. D.

***) Spanische Handschrift: „Im Jahr 1750 kaufte man rohe Seide zu 200 Koans (Quans) den Chinesischen Pekul, und verarbeitete Seide so wohlfeil wie in China.“ U. D.

****) Spanische Handschrift: „Eisen giebt es in Ueberfluß; allein die Ausfuhr ist, wie in China, verboten.“ U. D.

gestiegen. Die Cochinchinesen haben auch eine kostbare Sorte von *Ugala* (= *Ugal*) Holz, wovon jedoch die Ausfuhr verboten ist *).

Das willkommenste Geschenk ist feines Wollentuch **), schöne Wand- und Taschen-Uhren; allerlei seltene Gewehre; ein Wetterglas; Instrumente zu astronomischen Beobachtungen; Fernröhre, schöne *Hamans?* (*Jongcloth*) *Batiste*, ein kostbarer Degen, dressirte Hunde, Spanische Röhre, lauter Dinge, die der König selbst mitzubringen empfohlen hat.

Die Stadt, wo der König residirt, nennen die Chineser und die Eingebornen *Whey* (*Hweh*, *Hué*). Sie liegt in $16^{\circ} 48'$ N. Br. ungefähr 25 Englische Meilen weit von der See an einem Flusse, dessen Mündung Nordwest gen Westen von *Tsiampello* in $16^{\circ} 55'$ N. Br. belegen ist. Sie treibt einen starken Handel mit *Kankao* und allen Gegenden der Chinesischen Küste, in Fahrzeugen von 50 bis 60 Tonnen, die leicht hinauf gehen können, ob es gleich schwer ist, über die Untiefe (*Barre*) in der Mündung zu kommen, wo das Wasser zur Ebbezeit nur vier Fuß hoch steht. Die Stadt ist sehr weitläufig und volkreich, und die Wohnungen liegen zerstreuet an den hier zusammenstoßenden Armen des Flusses, welche der Lage etwas Unmuthiges

*) Spanische Handschrift: „Sie haben baumwollene Decken und kleinere zu Mänteln (*Mantas de algodón, mantequillas para cobijas*), die besten zu zwei Quans.“ A. D.

**) Englische Handschrift: „Geschenke, die dem König angenehm seyn dürften, sind meines Erachtens: ein Stück Scharlachtuch, ein Stück schönes Baumwollenzug, ein schöner Degen, Ferngläser und neue mit Steinen besetzte Ringe. Er braucht eine Chaise, nebst dem Pferdegeschirr und allem Zubehör, im gleichen ein Banzerhemd, und zwei oder drei Hunde, besonders Pudel, und darunter einen der apportiren kann. — Auch *Ung Kayan* muß Geschenke bekommen, so wie auch der zweite *Verschnittene*, z. B. ein Stück blaues Tuch, ein Stück schönen *Battist*, oder ein Etui und einige Ringe; ein niedliches Riechfläschchen mit etwas Hirschhorngeist. Dem *Schabandar* zu *Faisso* muß man ebenfalls einige Geschenke machen; er heißt gemeinlich *Ung Eribo* oder *Ung Tschimo* (*Chemo*). Man merke sich aber, daß man nie gegen sonst jemand freigebig seyn muß, außer gegen die, mit denen man Geschäfte hat; denn es giebt dort verschiedene *Mandarine*, die es sich angelegen seyn lassen, Bekanntschaft mit den Fremden zu machen und Verkehr mit ihnen zu unterhalten, die einen hernach unaufhörlich um Geschenke quälen, ob sie gleich keine Dienste leisten können.“ A. D.

geben. Man geht fast immer zu Wasser von einem Theile der Stadt nach dem andern. Zu dem Ende hat jede wohl eingerichtete Haushaltung ein bequemes, bedecktes Boot; auch findet man überall Rähne, die bereit liegen, einen gegen Bezahlung überzufahren. Die Straßen in der Gegend des Pallastes sind regelmäßig, lang und sehr breit. Der Pallast bildet ein vollkommenes Viereck von etwa fünfhundert Schritten, welches mit Mauern, und außerhalb derselben mit Kanonen, umgeben ist. Diese liegen auf schlechten Paventen, meistens nur in Klößen, unordentlich umher. Die Flussseite hat drei prächtige Thore, und vor denselben steht am Ufer des Flusses ein kleiner Pallast auf Pfählen erbauet, der mehrere nette Zimmer enthält und in einiger Entfernung mit Pallisaden umgeben ist, innerhalb deren genug Raum für einige Boote bleibt, worin der König sich mit seinen Weibern den Zeitvertreib des Fischfanges macht.

Die Stadt *Fai-fu* ist kaum etwas anders, als eine lange schmale Gasse, an welcher eine Reihe Häuser längs dem Flusse steht. Die besten Wohnungen liegen diesen gegenüber; sie wurden absichtlich erbauet, um an Chinesische Kaufleute vermiethet zu werden, und bringen den Eigenthümern 200 bis 500 Quans in einer Jahreszeit ein *); auch giebt es noch andere kleinere, die ziemlich bequem sind, für 8 bis 12 Quans monatlich.

Die Regierungsform ist beinahe dieselbe, wie in China; so auch die Rangordnungen und Würden der Mandarine, von denen viele von Chinesischer Abkunft sind, deren Vorfahren sich zur Zeit der Tatarischen Eroberung hieher flüchteten. Die Cochinchinesen tragen ihr Haar aufgebunden, und bedienen sich noch der weiten, anständigen Kleidung, welche vor jener Niederlage auch in China üblich war. Sie sind zwar ungänglich genug, haben aber gleichwohl einen ziemlichen Stolz und sowohl in ihrem Betragen als in ihrer Kleidung beobachten sie viele Formalitäten. Sie sind etwas geizig, aber keine Betrüger. An Höflichkeit geben sie den Chinesern nichts nach und hegen von

*) Englische Handschrift: „Man bekommt ziemlich bequeme Wohnungen in *Fai-fu*, von 30 bis 100 Quans für die Jahreszeit.“ U. D. Eine Jahreszeit ist hier nicht ein Vierteljahr, und eben so wenig ein ganzes Jahr, sondern der Zeitraum, während dessen die Fremden sich hier aufhalten, bis sie ihre Geschäfte beendigt und ihre Schiffe betrachtet haben. G. S.

Fremden eine bessere Meinung, indem ihre besten Mandarine sie aufnehmen und bei ihren Besuchen ihnen sehr freundlich begegnen *). Die Weiber genießen viele Freiheit, sind sehr fleißig, und machen sich kein Gewissen daraus, mit Fremden zu sprechen und zu handeln. Die Wirthschaft eines Fremden geht immer nicht recht, bis man sie einer Frau anvertrauet, die unter andern nothwendigen Dienstleistungen auch das mühsame Geschäft übernimmt, die *Kas* zu zählen, und sich dabei sehr treu erweist, vorausgesetzt, daß man nie eine nimmt, die nicht gut empfohlen ist **).

Die Gegend an der Seeküste ist mehrentheils niedrig, aber sehr fruchtbar und von Flüssen reichlich bewässert. Etwas weiter landeinwärts findet man hohe, gebirgichte Gegenden, aus welchen die Einwohner Bauholz und Planken in Menge, besonders *Lindolo* ***) , bekommen. Dieser Umstand und der Ueberfluß an allen Erfordernissen im Lande veranlaßt die Chineser, viele von ihren Junken hier zu bauen. Reis und andere Pflanzenspeise ist reichlich vorhanden, und alle andere Lebensmittel sind in billigem Preise. Das Land hat viele Elephanten; doch fängt man selten mehr als der König braucht — — — zu welchem Ende er sie ordentlich abrichten und sorgfältig pflegen läßt. — — ****) unweit seines Pallastes. Auch giebt es hier sehr viele muntere kleine Pferde, die überall im Lande häufig gezogen werden. —

*) Englische Handschrift: „Man muß ein Malankin mit zwei Trägern und einigen Bedienten haben, wenn man ausgeht, und gegen jedermann ein sehr heiteres Wesen annehmen.“ U. D.

***) Englische Handschrift: „Nimmt man eine Weischidferin, so thut man am besten, eine Wittwe eines Chinesischen Kaufmanns zu wählen; doch muß man sie unmittelbar aus den Händen ihrer Aeltern oder Verwandten empfangen. Mit dem Dolmetscher muß man sich nicht sehr einlassen, sondern ihm niemals trauen, ob man ihm gleich versichert, daß man sein ganzes Vertrauen in ihn setzt. Besser ist es, so bald als möglich einige Worte von der Laudesprache zu erlernen, damit man mit Hülfe der Haushälterin einige geringere Geschäfte abthun könne, ohne den Dolmetscher jedesmal zu bemühen.“ U. D.

****) So nennt man in den Philippinenseln eine Art Holz, welches dem Mahogany ähnlich, aber von einem noch festeren Gefüge ist.“ U. D.

*****) Diese beiden Lücken entstehen von einer verwischten unlesbaren Stelle in der Handschrift. U. D.

Verhalten der Franzosen, und einige Ursachen, warum es ihnen im Jahr 1749 in Cochinchina nicht gelungen ist *).

Bermuthlich hatten die Missionare und ein gewisser Monsieur Friel, der vor einigen Jahren auf seiner Reise von China nach der Küste Koromandel in Cochinchina gewesen war, die Franzosen aufgemuntert, dahin zu reisen und sich wenigstens die Freiheit auszuwirken, einen Factor daselbst zurücklassen zu dürfen. Herr le Voivre, der schon vor diesem da gewesen war, kam mit dem Charakter eines Commissaire du Roi, und Herr Laurens war Supracargo des Schiffes, und sollte nach dessen Abreise dableiben.

Bei seiner Ankunft eilte Herr le Voivre sogleich in einem prächtigen Aufzug mit seinen Garden, u. s. w. nach Hofe, und machte daselbst eine glänzende Figur. Er brachte ein Schreiben von dem Könige von Frankreich, worin derselbe den König von Cochinchina um seine Freundschaft ersuchte und ihn mit einem Portrait des Französischen Monarchen in voller Rüstung, mit ein Paar armseligen kleinen Pferden, ein Paar großen Spiegeln, einem Fernrohre und andern Kleinigkeiten beschenkte. Was die Franzosen zum Waareneinkauf mitgebracht hatten, bestand mehrentheils in (Spanischen) Thalern, die sie bei ihrer Ankunft an die Portugiesen hätten verkaufen können. Sie glaubten aber mehr daran zu gewinnen und ließen sie mit des Königs Stempel zur gangbaren Münze prägen, welche 1 Quan, 2 Mas und etliche Kas darüber gelten sollte. Der König, der ihnen selbst keine um diesen Preis abnahm, konnte es gern geschehen lassen, daß sie auf diese Art mehr als 8 Procent über den wahren Werth des Geldes forderten. Sobald die Einwohner dies gewahr wurden, wollten sie nicht mehr mit den Franzosen handeln; statt einer ganzen Ladung erhielten sie also nur ungefähr 1000 Peful an Zucker, und nahmen ihre Thaler meist alle wieder mit. Der König erließ ihnen in Rücksicht der überreichten Geschenke, und weil sie ihm beständig

*) Da hier die Rede von Herrn Voivre ist, so ergiebt sich zugleich, daß die Bemerkungen dieses einsichtsvollen Beobachters über Cochinchina, die er in seine Voyages d'un philosophe eingerückt hat, sich theils vom Jahre 1749, theils von seinem früheren Besuche daselbst, herschreiben müssen. G. S.

den Hof machten, alle Zollgebühren, und begegnete ihnen jederzeit mit großer Höflichkeit. Herr le Poivre ward dadurch verleitet, die Minister vorbeizugehen und nicht zu achten; allein sie fühlten sich beleidigt und fanden Gelegenheit sich zu rächen, indem sie nunmehr ausfindig zu machen suchten, was doch die Absicht dieser Leute seyn könne, die so hoch daher fuhren und den Verdacht erregten, daß sie etwas mehr als bloßes Kaufen und Verkaufen im Schilde führten*). Zuerst gewannen sie den Dolmetscher, weil sie bemerkt hatten, daß Herr le Poivre ihm viel Freundschaft erzeigte, ja ihn beinahe sich selbst gleich zu halten schien. Auf diese Art entdeckten sie alle seine Projekte, ehe es ihn Zeit dünkte, sie auszuführen. Worin sie eigentlich bestanden haben, kann ich nicht bestimmt angeben; allein so viel ist gewiß, daß die Mandarinne bei der Entdeckung in Erstaunen geriethen und daß sie bei ihnen die schrecklichen Vorstellungen von Kanonen, hohen Mauern und abgestochenen, von ihrem Gebiete abgesonderten Gränzen, oder von einem im Innern ihres Landes von Fremden in Besiz genommenen Bezirk, erweckten. Der Dolmetscher ward verschiedentlich insgeheim vor den König geführt, und stand bei den Mandarinnen in großer Gunst, so lange Herr le Poivre ihm seine Geheimnisse mittheilte. Sie blieben auf den besten Fuß mit einander. Herrn le Poivre verließ seine Heiterkeit nicht; er unterhielt die Herren immerfort von der Größe seines Königs, und sagte ihnen, wie wichtig es für Se. Cochinchinische Majestät sey, einen solchen Freund zu haben. Dieses Benehmen, worin der König jetzt Falschheit zu sehen glaubte, machte ihn immer unzufriedener, so daß er endlich wünschte, die Franzosen möchten nur wieder fortreisen. Jetzt verlor Herr le Poivre alle Hoffnung, und rückte ängstlich und von weitem mit dem Vorschlag heraus, daß man seinen Landsleuten ein kleines Grundstück einräumen möchte; aber der König gab ihm hierauf eine ganz kalte, abschlägige Antwort. Ich weiß nicht gewiß, ob man Herrn Laurens die Erlaubniß verweigerte, im Lande zurückzubleiben, oder ob er es, nach so vielen vereitelten Hoffnungen von größerer Wichtigkeit, als unnöthig, von sich ablehnte.

*) In einer Note steht: „Der Gedanke einer Niederlassung ist den Cochinchinesen furchtbar; die vielen Audienzen laufen ins Geld, und verursachen, daß man die Minister vernachlässigt, die dann gegen den Fremden kabaliren.“ U. D.

Die Franzosen entdeckten die Verrätherei des Dolmetschers nur kurz vor ihrer Abreise, da es ihnen dann einleuchtete, daß er sie beinahe in allem, was ihm anvertrauet gewesen war, betrogen und hintergangen hatte. Unter dem Vorwande, ihre Rechnung abzuschließen, gelang es ihnen, ihn an Bord ihres Schiffes zu locken, indem sie sich einschiffen; sie führten ihn also mit Gewalt davon. Schon vor diesem eigenmächtigen Verfahren hatten sie den Einwohnern sehr unfreundlich begegnet; allein diese letzte Handlung, welche das Ansehen hatte, als ob es ihnen gleich viel wäre, in welche Unannehmlichkeit sie ihre Nachbarn verwickelten, brachte das ganze Land in Gährung; überall wurden Truppen abgeschickt, das Schiff anzuhalten, wofern es irgendwo an der Küste anlegte. Die Cochinchinesen hatten vor diesem Zeitpunkt nicht gewußt, daß zwischen Europäern und Europäern ein Unterschied Statt finde. Im Briefe des Königs von Frankreich warnte man sie, mit den Engländern und Holländern sich in kein Handelsverkehr einzulassen *). Dieser Umstand trug dazu bei, gegen ihre Aufrichtigkeit bei dem Könige Verdacht zu erregen. Dazu kam noch, daß sie Empfehlungen von Herrn Friel mitbrachten, der sich selbst schon schlecht genug aufgeführt hatte; denn bei seinem Aufenthalt in Cochinchina wünschte der König ihm Aufmunterung zu geben, daß er wiederkäme, wozu Friel sich auch anheischig machte. Der König versprach ihm Gold, die Stange zu 150 Quans, zu liefern, und trug ihm auf, ihm allerlei Seltenheiten aus Europa zu bringen, wozu er ihm zum Ankauf eine hinreichende Summe in Golde mitgab. Ferner schickte er, auf Friel's eigenes Ansuchen, zwei Jünglinge mit ihm, die Europäischen Sprachen zu erlernen. Nach Verlauf dreier Jahre kamen die jungen Leute sehr niedergeschlagen und von Geld entblößt über Makao zurück. Der König aber hörte weiter nichts, weder von Friel, noch von seinem Gelde, bis er endlich vor Kurzem die Missionare zwang, es ihm zu ersetzen.

Das Makaoschiff kam im März 1750, etwa zwei Monathe nach der Abreise der Franzosen, in Cochinchina an. Sogleich wurden alle Briefe, und was sonst an die

*) Ein handschriftlicher Aufsatz von Herrn Wilhelm Roberts sagt: „Ludwig XV. schrieb seinem Bruder, dem König in Cochinchina, daß die Engländer und Holländer Heiden (Indidels) wären.“
H. D.

Missionare gerichtet war, in Beschlag genommen. Die Portugiesen, die man gefänglich eingezogen hatte, mußten die Briefe, ohne von einander zu wissen, verdolmetschen; man fand aber nichts darin, was die Regierung betraf oder ihnen nachtheilig seyn konnte. Um indessen alle Zweifel aus dem Wege zu räumen, glaubte man nichts geringeres thun zu können, als alle christliche Priester aus dem Lande zu schicken. Diesem Entschlusse gemäß, wurden sie sämmtlich eingezogen, und im folgenden August mit dem Portugiesischen Schiffe nach Makao geschickt; einen Deutschen ausgenommen, der etwas von der Medicin verstand, und deswegen als des Königs Hausarzt zurückbleiben mußte. Ihre Kirchen wurden meistens alle der Erde gleich gemacht, und ihre sämmtlichen Bücher und Schriften vernichtet. Die Französischen Priester kamen, zum Unterschied von Soldaten bewacht, nach Sai-so, da hingegen die übrigen mit dem Portugiesischen Capitain frei reisen durften *).

*) Man versichert, daß sie gar bald wieder Erlaubniß erhalten haben, ins Land zurückzukommen. A. D.

Druckfehler.

Seite	4	Zeile	23	Pfund,	lies (Pfund ?)
—	22	—	14	Ono h a	— On h o a
—	25	—	17	Blättern	— Blätter
—	40	—	11	einem	— einen
—	47	—	22	in	— im
—	50	—	18	mit	— mit der
—	80	—	1	spät	— später

Einige andre geringere wird der Leser gütigst selbst verbessern.